Der Hausfreund
Unterhaltungs Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 277 Bydgoszcz / Bromberg, 4. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(6. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Michael Rauter war schwere und leichte Seen gewohnt, und wenn das Meer mit den Schiffen Fangball spielte, so machte er sich nichts daraus. Ja, bis zu einem gewissen Grade überwältigte ihn jedesmal der Anblick der haushohen Wogen, wie sie gleich wilden Pferden mit langen weißen Mähnen heranrollten und sich am Bug des Schiffes brachen. Er konnte stundenlang diesem Schauspiel zusehen, in den Anblick der flutenden Wasser vertieft und die vollendete Grazie des Spieles der Wellen bewundernd. Meist wünschte er in solchen Stunden, nicht Passagier erster Klasse zu sein, sondern irgend ein Mann auf einem kleinen Schoner, der um sein Schiff und sein Leben mit den Elementen zu kämpfen hatte. Er fühlte sich doppelt stark in diesen Augenblicken und verfluchte wohl auch das Schicksal, das ihn in das Zeitalter der größten technischen Erfindungen hineingeboren hatte. Auch heute — es war spät in der Nacht und es regnete noch immer — stand er allein auf dem obersten Deck und starrte in die Nacht hinaus. Hier — um diese Zeit und in dieser Witterung — war er vor allen etwaigen Begegnungen sicher. Er trug einen alten, ziemlich dreckigen Ölmantel, dessen Kapuze er sich über den Kopf gezogen hatte. Sein langer blonder Bart flatterte in dem heftigen Wind und die Gläser seiner Brille beschlugen sich. Er war ungefähr zwanzigmal um das Schiff gelaufen, das nasse, glitschige Deck machte das Spazierengehen nicht erfreulicher. Jetzt stand er im Windschatten an das Geländer gelehnt, stark und groß wie ein Baum, und starrte in den hochaufspritzenden Gischt der Wellen. Sie fuhren noch immer an der Küste Englands vorüber und die Dünung war unverhältnismäßig schwer. In dieser Nacht kamen die Erinnerungen zu ihm an jene Zeit, wo er noch nicht seefest gewesen und weinend und spuckend am Rockschoß seiner Mutter gehangen hatte.

Das war nun schon über dreißig Jahre her. Damals waren sie ausgewandert — Karl Rauter, seine Frau und sein Kind.

In Bremen hatten sie ein kleines Auswandererschiff genommen. Fast alle Ersparnisse waren für die drei Plätze Zwischendeck draufgegangen. So war Michael Rauter nach Amerika gekommen. Er erinnerte sich an seine Kinderzeit im Schwarzwald nur undeutlich. Sein Vater war Holzfäller gewesen, wie es vor ihm sein Großvater und wieder dessen Vater gewesen war, und sie hatten zwischen hohen schwarzen Tannen auf sanften Hügeln gelebt. Eines Tages hatte es den älteren Bruder, Johann Rauter, in die Ferne gelockt und zwei Jahre später kam dann endlich ein Brief, er sei in Amerika und es ginge ihm gut, allen ginge es gut und der Bruder wäre ein Dämlack, wenn er nicht auch herüberkäme und sein Glück versuchen würde. So hatte sich Karl Rauter entschlossen, mit Weib und Kind über den Ozean zu fahren. Die Reise dauerte zwanzig Tage und fast während der ganzen Zeit hatten sie Sturm. Dann waren sie gelandet in einem fremden Land. Keiner von ihnen sprach die neue Sprache und hilflos hatten sie inmitten anderer Auswanderer am Pier gestanden, denn allen Versprechungen zum Trotz war Johann Rauter nicht erschienen, um sie abzuholen und sie in ihre neue Heimat einzuführen. Sie sahen ihn auch nie wieder, trotz aller Versuche und Erkundigungen, und erst viel später hörten sie, daß er in einem Schneesturm umgekommen wäre. Andere Nachrichten sagten wieder, daß man ihn ermordet in seiner Hütte aufgefunden haben wollte, und wieder andere wollten wissen, daß er im Wirtshaus Krach bekommen hatte und bei einer Schlägerei gefallen war.

Die kleine Familie Rauter saß recht unglücklich und niedergeschlagen eine Weile noch in Newyork herum und versuchte, Arbeit zu finden. Tatsächlich glückte es auch Gabriele Rauter, ein paar Pfennige als Wäscherin zu verdienen. Aber Karl Rauter war nicht der Mann, der seine Frau arbeiten ließ und selber auf der Bärenhaut lag, auch war er nicht nach Amerika, dem Lande der unbeschränkten Möglichkeiten, gekommen und hatte seine deutsche Heimat aufgegeben, um hier um denselben niedrigen Lohn zu arbeiten. Er wollte etwas werden, wollte etwas erreichen, wollte, kurz gesagt, wie hunderttausend andere es auch wollten, reich werden. Er sah sich die Sache einen Monat lang an, dann hatte er Newyork satt und schloß sich Goldgräbern an, die nach Alaska zogen. Michael war damals ein kleines sehniges, mageres Bübchen und ihm vielleicht als einzigem machte die langwierige und beschwerliche Reise einen ungeheuren Spaß.

Manchmal saß er vor seiner Mutter auf einem geduldigen und bockbeinigen Esel, dann wieder marschierte er durch Wind und Wetter, an die große, vertrauenerweckende Hand seines Vaters geklammert, oder er schlief todmüde und voll wilder, kühner Träume in einem Planwagen. Er saß mit den Männern am Lagerfeuer und lernte Tiere abhäuten und Fallen stellen, Feuer machen und kochen, mit offenen Augen schlafen und mit geschlossenen Augen dennoch wachen. Er hatte schreckliche und haarsträubende Abenteuer und große Schlägereien mit den Kindern anderer Familien. Er wurde schlau wie ein Fuchs und stahl wie ein kleiner Rabe, was er nur irgendwie erwischen konnte, Wurst oder Mehl, Löffel und Holzscheite, und er blutete eigentlich immer aus irgend einer Wunde, von der er bereits vergessen, wo und wann er sie sich geholt hatte. Das ging eine Zeitlang so. Immer gab es neue Menschen, andere Gesichter, neue Dörfer oder Städte, aber immer war es interessant. Manchmal mußte er auch hungern, aber dann schnallte er sich, wie er es bei den Männern sah, nur den Gürtel fester um den kleinen Bauch, und der Strick, der bei ihm den Gürtel ersetzte und die Pflicht hatte, die oft gestopften und verwaschenen Hosen an ihrem Platz zu halten, schnitt ihm ins Fleisch. In dieser Zeit fühlte er sich als König, als Zigeuner, als wilder Jäger und als tapferer Krieger.

Dann endlich langten sie an, und sie hatten noch nicht ihr Zelt aufgeschlagen, als seine Mutter starb. Die Mühen

und Anstrengungen der weiten Reise waren zuviel gewesen. Sie starb ganz einfach über dem kleinen Feuer, über das sie gerade die Kaffeekanne gehängt hatte. So fanden sie sie, Karl und Michael Rauter. Michael sah zum erstenmal in seinem Leben einen Mann weinen, und weil er zu klein war, um zu wissen, was sterben hieß, erschreckte dies ihn viel mehr als der kalte und leblose Körper seiner kleinen, zarten Mutter, und er schrie wild und ohne aufzuhören. Vater und Sohn gruben mit ihren Schaufeln das Grab, falteten ihre Hände über dem kleinen Hügel und sprachen ein Vaterunser.

Dann kam die schreckliche Zeit, wo Michael begreifen lernte, was es hieß, keine Mutter mehr zu haben. Aber da er seinen Vater nicht mehr weinen sah, so hätte er sich auch lieber den kleinen Finger abgebissen, als Tränen zu vergießen. Er kochte jetzt und stopfte die Sachen des Vaters und fütterte das Pferd und trug Wasser und sammelte Holz und machte die Betten und bekam Haue von allen, die größer und stärker waren als er. Wie lange er dies alles tat, ohne zu mucksen und zu stöhnen, das wußte er heute kaum mehr. Die Ereignisse jener Jahre verwischten sich. Manchmal gab es gute Tage mit viel Essen und wenig Schläge und manchmal ging er hungrig zu Bett und sein kleiner Körper zeigte überall blaue und blutrünstige Spuren. Dann kam ein Winter, wo sie durch die ewigen Wälder Alaskas zogen. Er und der Vater, der der beste und klügste und stärkste Mann der Welt war, ein Held in jedem Sinne des Wortes. Sie legten Fallen und fingen Füchse und weiße Schneehühner und Schneehasen und schliefen in Schlafsäcken oder in einem Zelt und manchmal auch in einer verlassenen Hütte. Er lernte es, auf langen plumpen Schneereifen durch die dicht verschneiten Wälder zu laufen und mit der Büchse umzugehen. Er lernte es, die Felle zu bereiten, daß sie ohne Fehl und Schaden waren. Vater und Sohn, immer waren sie beieinander, und in den kleinen Städten, in die sie nach wochenlangen Tagemärschen kamen, nannte man sie „der große und der kleine Trapper“, wobei man allerdings sagte, daß der kleine Trapper bedeutend gottloser fluchte als der große. Dann wieder gab es anstrengende Sommerarbeit auf meilenweiten Weizenfeldern, wo man aus lauter Bequemlichkeit überhaupt nicht heimging, sondern sich auf den nächsten Fleck haute und pennte. Eine Saison lang landeten sie in einem Holzfällerlager, wo er als Kantinenjunge angestellt wurde, während sein Vater mit anderen Männern hinauf zu den großen Bäumen zog. Später dann fuhr Michael auf gewaltigen Stämmen wie ein junger Bock herumtanzend, seine lange Stange vor sich herstoßend, durch windesschnelle Strömungen. Einmal wäre er beinahe ertrunken, der rote Jim kriegte ihn noch im letzten Augenblick zu fassen und als der Vater davon hörte, bekam er so gewaltige Schläge, daß er drei Tage lang weder sitzen noch liegen konnte. Aber dies Leben, hart und grausam wie es war, bekam ihm gut. Er wurde stark und zäh. Hin und wieder gab es wohl einmal eine Frau, die auf seinen Vater einredete, daß es Sünde sei, ein so kleines Kerlchen mitzunehmen, aber der Vater sagte, entweder er verträgt's, dann wird er es zu etwas bringen, oder er geht drauf.

Michael ging nicht drauf, nur beinahe in einem Winter, als man ihn in die Schule sperrte und er nicht mit durfte, weil er lesen und schreiben und Gottes Wort kennenlernen sollte. Im nächsten Jahre wurde es noch schlimmer. Er bekam zwei richtige Anzüge, einen guten für Sonntag und einen anderen, weniger schönen für den Alltag. Und trotz aller Versprechungen und Auflehnungen wurde er wieder zur Schule geschickt. Zweimal bimste er aus und fand es auch glücklich heraus, wo sein Vater arbeitete. Als Karl Rauter seinen Sprößling kommen sah, für den er so mühsam das Geld gespart hatte, um ihn in die Schule zu schicken und seine Pension bezahlen zu können, sprang der Zorn in ihm hoch. Er wußte: schlagen nützte nichts, der Junge, schmiegsam wie ein Rohr, fühlte die Züchtigung kaum und würde eine zweite nicht scheuen, würde immer wieder ausbimsen, wenn kein Exempel statuiert wurde. Er ließ Michael ruhig herankommen, dann griff er mit eisernen Händen zu und band den Buben, wie er war, hungrig und durstig, in zerrissenen Kleidern, an den nächststehenden Baum. Über seinem Kopf befestigte er ein Stück Karton, auf dem mit großen roten Buchstaben „Faulpelz“ stand.

„Da bleibst du“, sagte er, „bis du von selber in die Schule zurückgehst.“

Männer, Kinder und Frauen gingen vorbei. Bald sprach es sich herum, daß ein aus der Schule entlaufener kleiner Taugenichts am Pranger stand. Michael hielt es zwei ganze Tage lang aus. Die Sonne glühte auf seinen unbedeckten Kopf, ein Gewitterregen durchnäßte ihn. Er hatte Hunger und Durst, aber niemand traute sich, das Verbot des Alten zu brechen und ihm Nahrung zu bringen. Die Stricke schnitten in seine Gelenke ein und neugierige, grausame kleine Kinder aus der Ortschaft tanzten um ihn herum, hänselten ihn und wiesen mit Fingern auf ihn. Der Vater betete jedesmal, wenn er an dem Baum vorbeikam und so tat, als sähe er seinen Jungen nicht, um die Minute, wo der Bub ihn anrufen und nachgeben würde.

Aber Michael ertrug es, bis er ohnmächtig wurde. Karl Rauter band ihn los, fütterte ihn, versetzte ihm im voraus noch eine gewaltige Tracht Prügel, gab ihm Weggeld mit und brachte ihn bis zur Kreuzung. Drei Jahre lang ging der Junge zur Schule, ohne seinen Vater zu sehen. Aber eines Tages stand der alte Rauter vor dem hölzernen Schulhaus und sagte: „Ich höre, du hast dich gut geführt. Komm mit!“

Auf dem Dorfplatz stand ein Wagen mit zwei Pferden davor. Es waren Rauters Wagen und Pferde und er war womöglich noch stolzer als sein Junge. Aber keiner sagte ein Wort darüber, sie waren beide zu stolz. Der alte Rauter hatte den Anfang geschafft. Man nannte ihn zum Unterschied von Michael den alten, obwohl er um diese Zeit nicht mehr als fünfunddreißig Jahre zählte. Nach jahrelanger Arbeit war es ihm gelungen, sich soviel zu ersparen, daß er sich eine Papiermühle kaufen konnte. Jetzt hatte er ein kleines Haus, einen kleinen Garten, zwei große wilde junge Hunde und sechs Leute, die für ihn arbeiteten und die Bäume fällten. Wohl ging er während der Saison selbst ins Lager hinaus, überwachte den Schlag und half voll wilder Freude mit beim Flößen und stand an den großen Kesseln und rührte den dicken zähen Brei oder half beim Heizen der Öfen, aber oft war er jetzt in den Städten oder bei einem Anwalt oder fuhr herum und kaufte Land auf, Grund und Boden. Wieder mußte Michael zur Schule gehen, wieder blieb er drei Jahre fort. Als er wiederkam, erkannte er das kleine alte Haus und das Gärtchen nicht mehr. Eine kleine Stadt war entstanden. Karl Rauter belieferte halb Amerika mit Papier. So fing es an, so ging es weiter. Nur mit dem Unterschied, daß Michael jetzt in den Büros seines Vaters arbeitete. Von der Picke auf lernte er, was es hieß, einen Betrieb zu leiten, aber mit sechzehn Jahren endlich bekam er seinen eigenen Schreibtisch in der Buchhaltung. Einige Wochen später jedoch eröffnete sein Vater ihm, daß er auf die Universität gehen sollte.

„Du hast nicht genügend Vorbildung, ich weiß, aber ich bin bereit, dir alle Möglichkeiten zu schaffen. In einem Jahr hast du das Fehlende nachgeholt oder . . .“, und Karl Rauter hob scherzhaft drohend seine gewaltige Faust. Mit Hilfe zweier Hauslehrer gelang es ihm, die verschiedenen Examina zu machen, dann begann das Collegeleben in einem Universitätscamp, wo sich Michael als bester Baseballspieler bewies und deshalb unerhört beliebt war. Er war ein mittelmäßiger Schüler, aber er graduierte schließlich wie alle anderen, und als er heimkehrte, diesmal nach Newyork, traf er in seinem Vater einen mehrfachen Dollarmillionär. Es verblüffte ihn nicht. Er hatte immer in Karl Rauter sein Ideal gesehen, ihm alles zugetraut. Und der große und der kleine Trapper schlossen bald eine herzliche Freundschaft miteinander.

Im Jahre 1914, an Michaels einundzwanzigstem Geburtstag, wandelte Karl Rauter seine Firma in eine Aktiengesellschaft um. Sie war zu groß geworden, um der Besitz eines einzelnen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Christoph Dohnt und seine Frau.

Erzählung von Hans Christoph Kaergel.

Es hat schon etwas zu bedeuten, wenn es an einem solchen Schneesturm in der zehnten Abendstunde an die Fensterscheiben klopft. Gottlob, es ist der Nachbar. Er hat noch Licht gesehen. Er steht völlig verschneit an der Tür. Er scheint betrunken zu sein. Er taumelt und vermag auf keine Frage zu antworten. Wir lassen ihm Zeit. Er ist ein gelernter Schmied und liebt nicht viele Worte. Das Leben mag schwer genug sein. Man hört doch manchmal etwas im Dorf. Jeder weiß ja das Leben des andern und lebt es mit ihm. Vielleicht haben die Leute recht, daß es auf die Dauer nicht gehen wird. Vielleicht weiß er sich keinen Rat mehr. Wir bitten ihn herein. Er wehrt aber aber, er will keinen Schnee hereinschleppen. Man sieht es seinem Gesicht an, daß es oben bei ihm etwas gegeben hat. Wir wollen ihm helfen, so gut es geht.

Im Augenblick glauben wir alles, was die Leute von Frau Dohnt zu erzählen wissen. Sie hat sich den Fabrikschmied Cristoph Dohnt aus Hirschberg nur aus Trotz genommen. Sie wollte eigentlich den Bauer Henschel aus Seidorf. Der aber sah die schöne Witfrau Anna Dremel nicht an.

An der Altkemnitzer Kirmes nahm die Witfrau Anna Dremel drum einen jungen Burschen an, den niemand kannte. Sie schüttelten alle die Köpfe, daß sie den ungeschlachten Menschen immer wieder zum Tanze holte und ihn eines Tages als Mann in ihr Haus nahm. Die Nachbarn wußten es bald, daß dies alles ohne Liebe geschah. Der Schmied Christoph Dohnt hatte die Frau genommen, weil sie ihn allein haben wollte. Ihn bewog dabei der Gedanke, in die Berge zu kommen, auf die Erde, zu den Kühen, in die Weite der Wälder. Denn er stammte aus den Waldenburger Bergen. Dort war er als sechstes Kind eines Kleinbauern in Lomnitz auf die Welt gekommen. Er wollte nichts anderes sein als ein Bauer, und doch schickte ihn der Vater nach Wüstegiersdorf, um ein Schmied zu werden. — Nun kam eine Frau und bot ihm Erde und Wald, Wiese und Feld, Kühe und Schweine. Er griff zu und schrieb an die Bergmannstochter Johanna Gregor zu Hermsdorf einen Abschiedsbrief.

Und Frau Anna Dremel wollte dem Bauern Jakob Henschel beweisen, daß sie nicht auf ihn warte, daß sie mit dem ärmsten Knecht glücklicher werden würde als mit ihm. Aber mit dem Glücklichwerden hatte es bald sein Bewenden. Christoph Dohnt fühlte nur zu bald, daß Anna Dremel, die nun seinen Namen trug, ihn nicht aus Zuneigung genommen hatte. So richtete er sich darauf ein, ein anständiger Kerl zu werden. Er blieb vom ersten Tage an zu den drei Kindern der Frau gleich gut und still. Nie kam ein scharfes oder gar böses Wort über seine Lippen. Auch wenn sie einmal störrisch wurden, schlug er nicht zu. Er ging dann nur stumm hinaus. Er stand auf, wenn die erste Kuh im Stall sich rührte, er warf sich ins Bett, wenn im Dorf das letzte Licht verlosch. Er wollte nichts anderes, als sich eingraben in die Erde. Sie hatte einem anderen gehört, den der Tod nahm. Er wollte sie nicht geschenkt haben. Darum arbeitete er für drei. Er hatte das schwerste Los von allen Bergbauern. Seine Wiesen lagen arg verstreut. Dazu kam, daß er vom Grafen noch die höchstgelegenen Waldwiesen pachtete. Sie waren schwer zu erreichen. Kein Ochsengespann kam hinauf. Er trug auf dem Kopf die schweren Heubürden bis zum ersten Holzweg hinab, nur um das kostbare Heu den Tieren zu bringen.

Aber es half ihm alles nichts. Die Eltern der Frau in Boberröhrsdorf glaubten an keinen Schmied. Ein Schmied kann auf der Bauernerde nur alles verderben. Er hat auch nichts hereingebracht, er wird nur alles hinaustragen. Frau Dohnt wußte am Ende nicht mehr weiter. Sie sah, wie die drei Kinder dem neuen Vater auswichen, und mußte von Tag zu Tag doch mehr sich gestehen, daß sie an diesem stillen Manne hing.

Nein, sie liebte ihn nicht. Und wenn es schon einmal Liebe war — er sah, er hörte nichts mehr. Er hörte nur den Sturm im Walde, wenn es Holzbruch gab, wo er sich billiges Holz holen konnte. Er hörte den leisesten Schrei der Kuh. Er träumte nur von den Wiesen, vom Futter, und ein Tag ging auf und verlor sich wie der andere.

Stand Christoph Dohnt überhaupt noch in der Familie? Vielleicht hatte die eigene Mutter doch recht, die immer wieder warnte, es würde nicht gut ausgehen. Zuletzt würde er die Kinder um Grund und Boden bringen. Er blieb der fremde Christoph.

Aber Christoph Dohnt wußte von all dem nichts. Er sah seine Frau bei den Mahlzeiten. Wenn er sie länger ansah, mußte er den Blick senken. Er begehrte sie, aber sie gehörte ihm nicht. Sie hatte ihn nur als Arbeiter genommen. Anna Dohnt mußte einmal diesen unerträglichen Zustand beenden.

Sie konnte ihn ja zu sich rufen, er würde dann gekommen sein wie in den ersten Wochen, aber hernach wäre es wie an jedem anderen Tage geworden. Sie wollte ihn erkennen. Wenn er doch nur ein Schmied war, hart wie sein erlernter Beruf, so wollte sie lieber von ihm gehen. Aber sie fand keinen Weg, ihn zu befragen. Und alles blieb zwischen ihnen beiden bis zu dieser Stunde, da Christoph Dohnt abends bei uns anklopfte.

Endlich lehnte er sich an die Tür und sagte nur tonlos: „Sie ist fort!" Wir glaubten natürlich nur, daß die Frau von ihm gegangen sei. Er schüttelte den Kopf — nein, nicht die Frau — die achtjährige Älteste, das Mariele, wäre fortgelaufen. Als er heute zur Vesperzeit hereinkam, sei sie nicht am Tisch gewesen. Die Frau fragte ihn, wo er denn das Mariele habe, das sie doch zu ihm hinaufgeschickt habe. Dann sei alles über ihm zusammengebrochen. Er wollte das Kind doch allein finden. Es konnte ja nur zwischen dem „Hasenloch" und der „Hundegurgel", jener tiefen Schlucht am Schwarzwasser, sich verlaufen haben. Aber es sei alles umsonst. Nun bat er um Hilfe. Er rief den Förster an, den Zollwächter, er ließ alle Gastwirte, die noch ihre Wirtschaft offen hatten, an den Fernsprecher kommen. Umsonst! Niemand hatte etwas von dem Kinde gesehen oder gehört.

Am anderen Tage kam er wieder. Er war ein alter, zerbrochener Mann. Die ganze Nacht war er umhergeirrt. Früh setzte klingender Frost ein. Wenn der Wind durch den Wald harfte, zersprang es wie Glas . . . Die Äste, vom Rauhreif geschmückt, schlugen wie Glas aneinander. Wenn ein Mensch in dieser Nacht im Freien geblieben war, mußte er den Tod gefunden haben.

Christoph Dohnt saß auf unserer Treppe und stützte den Kopf. Er versuchte aufzustehen, aber es warf ihn wieder zurück. Er wartete auf die Rettungskolonne der Bergwacht. Er fuhr zusammen, wenn sich Schritte näherten. Es war gewiß schlimm. Wir alle waren betroffen. Stunde um Stunde waren wir alle draußen gewesen. Ein Kind im Schnee verirrt, ist das Schlimmste, was uns die Berge schicken können. Aber es war doch nicht sein eigenes Kind. Kein Mensch brauchte deshalb so zu verzweifeln. Aber Christoph Dohnt hörte nicht hin.

Endlich schien er die Last seines Kummers nicht mehr ertragen zu können. Er sagte uns, daß das alles nicht das Schlimmste wäre. Aber daß seine Frau das alles so ruhig hinnähme, ertrüge er nicht. Ja, sie sei mit suchen gegangen, aber alles ohne Tränen. Mit einer unheimlichen Ruhe sei sie mit ihm durch die Nacht gegangen. Dabei hatte sie nur immer ihn angesehen und nicht auf den Weg, die Bäume und Felsen geachtet. Und immer habe sie heimgedrängt und gesagt, die Kleine würde schon wiederkommen.

Das war uns nun alles noch rätselhafter. Die Rettungskolonne kam zurück. Man hatte niemand gefunden. Die Männer gaben dem gebrochenen Manne die Hand. Er konnte ihnen nicht einmal danken. Dann ging er hinaus.

Von uns konnte keiner schlafen. Wir warteten. Vor Mitternacht klopfte es wieder. Nun würde er das Kind bringen. Zögernd öffneten wir. Da stand er wieder vor uns, ein Bündel über dem Rücken, in seinen Mantel gehüllt, und sagte nur, er käme, um Abschied zu nehmen.

Mit wenigen Worten offenbarte er uns nun sein Schicksal. Die Frau hatte das Kind zu den Großeltern gebracht. Sie hatte ihm das Märchen von dem Verirren erzählt, nur um endlich einmal zu wissen, ob er an den Kindern und damit an ihr hinge. Sie hätte ihn am liebsten in der ersten Stunde zurückrufen wollen. Aber dann habe sie sich vor den Leuten gefürchtet. Sie habe einmal das Lügen begonnen und mußte es nun zu Ende führen. Erst als sie ihn völlig gebrochen sah, wußte sie, daß er doch mehr als ein zugelaufener Mann sei. Sie habe sich an ihn gehangen und ihm ver-

traut, daß sie fortan nur ihn lieben werde und weder auf Vater noch Mutter hören wolle. Aber er habe ihre Hände von seinem Halse gelöst und sei schnell hinausgegangen.

Möge es Recht oder Unrecht sein — er wisse das nicht. Nur das eine wisse er, daß er seine Frau nun nicht mehr ansehen könne. Er würde immer sich selber sehen müssen, wie er durch die Wälder jagte, wie er schrie und bat, wie er fluchte und wie niemand kam und niemand ihm die Last nahm.

Nun graute es ihm vor der Frau so, daß er fliehen müsse. Er könne die Frau nicht mehr lieben, die ihn auf solche Folter spannte. Sie aber liebe ihn erst von diesem Augenblick an, da er für ihre Kinder Not litt wie kaum der eigene Vater. Gott möge sehen, wie er der Frau nun helfe. Die Berge, die Wiesen, die Felder, die Erde, die Kühe und alles müsse er nun lassen. Das waren seine letzten Worte, als er ging: „Der Mensch zählt halt mehr als die Erde — daß man das nicht begreifen will!"

Von Christoph Dohnt haben wir nichts mehr gehört. Frau Dohnt aber wartet noch heute auf ihn.

Welch' ein Reitpferd!

Wilde Jagden auf dem Rücken von Keiler und Delphin.

Von Paul Berner.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts amtierte im Harz ein Förster, der mit riesigen Körperkräften ausgestattet war. Einem von ihm erwischten Wilddieb hatte er schon beim Zupacken den Arm gebrochen. Einen starken Hirsch, dessen Abtransport sonst vier kräftige Männer erforderte, trug der bärenstarke Weidmann eine lange Strecke weit ganz allein durch die Harzberge und rauchte gemütlich sein Pfeifchen dazu. Der Hühne verachtete das allgemein gebräuchliche Verfahren, annehmendes Schwarzwild auf die Saufeder, einen starken Speer, auflaufen zu lassen. Er brachte es fertig, den angeschossenen und wütend angreifenden Bassen auf den Hirschfänger auflaufen zu lassen, ohne auch nur einen Zoll breit zu wanken — eine Leistung, die ihm niemand nachmachte. Auch pflegte er das von den Hunden, den sogenannten Packern, festgehaltene, „gedeckte" Stück Schwarzwild mit dem Gewicht seines mächtigen Körpers niederzudrücken und ihm gleichzeitig den Fang zu geben.

Als er dies bei einem angeschossenen, sehr starken Keiler wieder ausführen wollte, der, auf den Hinterläufen sitzend, ihn blasend und mit drohend klappernden Gewehren (Hauern) empfing, wurde der Basse plötzlich wieder hoch, schüttelte die Hunde ab und raste mit dem völlig überraschten Jäger davon. Dieser klammerte sich geistesgegenwärtig an den langen Rückenborsten seines seltsamen Reittieres fest. Der Keiler, durch die ungewohnte Last erschreckt, sauste dahin, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Die Reise ging durch dichtes Gestrüpp, Schonungen, über Geröll und Felsen, durch Schluchten und Hänge, wobei das Astwerk dem mutigen Reiter arg zusetzte. Da erinnerte er sich an sein noch immer krampfhaft festgehaltenes Messer, wiederholt stieß er die scharfe Klinge in das Blatt des Schwarzkittels, worauf das Tier, ermattet vom Schweißverlust, zu wanken begann und endlich zusammenbrach. Aber wie sah der standhafte Reiter aus! Die Kleider waren zerfetzt, das Gesicht zerschunden und zerrissen. Er fühlte sich wie zerschlagen. Doch stieg nun der Ruhm des Riesen ins Legendenhafte, und die damals in den Harzbergen zahlreichen Raubschützen mieden sein Revier; sie schrieben ihm übernatürliche Kräfte zu.

*

Auf der Fahrt von Newyork nach Rio de Janeiro geriet ein Segelschiff in einen Orkan, wurde leck und verlor mehrere Wasserfässer. Das wenige noch vorhandene Trinkwasser mußte rationiert werden. Der Kapitän hatte alle Mühe, die über großen Durst jammernden Fahrgäste zu beruhigen, und beschloß, als sich gerade ein Schwarm von Delphinen zeigte, seine Fahrgäste durch eine Jagd auf diese Tiere zu zerstreuen.

Der Steuermann, der als früherer Walfänger gut mit der Harpune umzugehen verstand, hatte denn auch bald einen starken Delphin harpuniert und ließ den heftig um sich Schlagenden mit 30 Faden dünner Leine von der Seite des Schiffes ablaufen, damit der Rasende sich etwas abarbeite. Schließlich warf der Steuermann die Jacke ab, sprang über Bord, erfaßte die Leine und arbeitete sich an den tobenden Delphin heran. Nach vieler Mühe gelang es ihm, den Rücken des Tieres zu erklimmen. Wie auf einem Pferde reitend, faßte der Mann mit der einen Hand die Leine, mit der anderen die Harpune und versuchte, diese tiefer in die Beute zu stoßen. Bei jedem Stoß fuhr das Tier aber mit dem Reiter unter Wasser, um dann, wieder emportauchend, die Wasseroberfläche mit dem Schwanze zu peitschen. So hielt der kühne Seemann mit dem verzweifelt kämpfenden Delphin etwa eine halbe Stunde abwechselnd Reit- und Tauchübungen ab, als plötzlich von Bord der Ruf erscholl: „Ein Hai! Ein Hai!"

Während sich der Kampf mit dem Delphin vor dem Steven des Schiffes abspielte und das Wasser wild bewegte, war auf der glatten Oberfläche am Heck die spitze, dunkle Rückenflosse des Meerestigers aufgetaucht.

„Wenn der Hai herumschwimmt, ist der Steuermann verloren!" ertönte die Stimme einer Teerjacke. Einige Frauen schrien vor Entsetzen laut auf. Da erscholl das feste Kommando des Kapitäns: „Klar die Haiangel!"

Ein starker eiserner Haken mit einem Kettenvorläufer und starker Leine wurde schnell herbeigeschafft, ein Stück Salzfleisch am Haken befestigt und dann:

„Über Bord die Angel!"

Näher und näher zieht die Rückenflosse — ein starker Hai. Da ist er beim Köder, schwimmt um ihn herum, liegt plötzlich auf dem Rücken und schluckt Fleisch und Angel hinab. Wild wehrt er sich, zerrt und reißt, aber ohne Erfolg. Von kräftigen Matrosenfäusten wird die Fangleine eingeholt. Zoll um Zoll, und dann liegt der verhaßte Raubfisch an Deck, mit der Schwanzflosse im Todeskampfe die Planken peitschend.

„Na, Steuermann", meint der Kapitän zu dem Bezwinger des Delphins, „es hätte leicht schief gehen können."

„Bin schon mal in ähnlicher Lage gewesen, Käptn", antwortet der gleichgültig, „es war vor Aden beim Baden, ich machte aber damals so starke Wellenbewegungen, daß sich der Räuber nicht herauwagte . . ."



Bunte Chronik



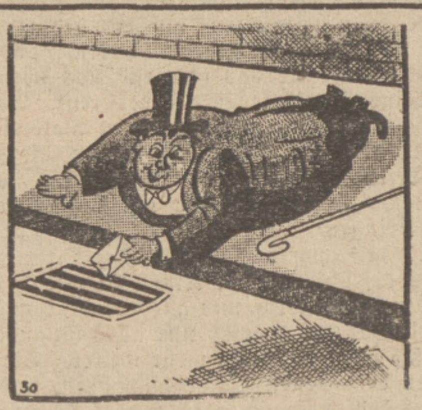
Fast wie die Sonne . . .

Eine überaus leistungsfähige Lampe wurde unlängst auf einer englischen Tagung von Beleuchtungsingenieuren vorgeführt. Die Leuchtdichte ist geradezu ungeheuerlich. Sie beträgt nicht weniger als 20 000 Hefler-Kerzen, während die der Sonne sich auf 120 000 beläuft. Das sieht also ganz nach einem ernsthaften Wettbewerb aus! Wenn man diese Lampe in einer Höhe von 1000 bis 1500 Metern aufhängt, wird eine Stadt völlig davon erleuchtet. Natürlich hat die Sache einen Haken. Die Lampe muß nämlich einem außerordentlich hohen Drucke standhalten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß ihr nur eine kurze Lebenszeit beschieden sein kann.



Lustige Ecke





„Gut, daß mir der Brief einfällt, den ich für meine Frau in den Postkasten werfen sollte."

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg